

**Zeitschrift:** Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle  
**Band:** 15 (1947)  
**Heft:** 3  
  
**Artikel:** Woge des Herzens  
**Autor:** Pobé, Marcel  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-567690>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 31.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# W O G E D E S H E R Z E N S

Von Marcel Pobé

Weder Theo noch Hedwig wußten, daß Paul zu Abt heim ging. Er hätte wohl nicht zu sagen vermocht, warum er es ihnen verschwieg; er fühlte bloß, daß der Freund und die Schwester ihn von diesem Besuch abhalten würden. Er war jedoch überzeugt, daß sie beide Arnold Abt nicht verstanden, daß sie ihm Unrecht taten. Paul glaubte an Abt.

Seit jenem ersten Gespräch, das sie einander unverhofft genähert hatte, bestand zwischen dem Lehrer und dem Schüler ein kaum ausgesprochenes Einverständnis, das sich bisweilen nur in einem besonders betonten Wort, in einem Lächeln oder in einem Aufblick flüchtig zu erkennen gab. Wußten sie selber, was damit angedeutet wurde? Abt hoffte auf das Wunder, das ihn aus der Verstrickung lösen sollte. Paul wartete, ohne recht zu wissen worauf.

Da hielt ihn Abt eines Abends auf der Treppe zurück und fragte unvermittelt:

„Hast du Lust, morgen nachmittag zu mir zu kommen?“

„Zu Ihnen nach Hause?“ antwortete Paul fast erschrocken.

„Warum nicht? Ich glaube, du weißt, wo ich wohne...“

— Ein Nicken. — „Wir könnten wieder einmal zusammen spazierengehen. Mir scheint, wir haben uns noch manches zu sagen. Also, wenn du willst, morgen um drei Uhr.“

Abt las die freudig erstaunte Zusage im Blick des Knaben.

Es traf sich gut: An den schulfreien Mittwochnachmittagen gab Hedwig eine Stunde nach der anderen; da kümmerte sie sich nie um ihn. Theo erklärte aber, als er ihn vor dem Tor einholte:

„Du, morgen muß ich endlich einmal mein Geometrieheft nachführen. Könntest du mir deins zum Vergleich leihen?“

„Natürlich“, sagte Theo, suchte in der Mappe nach dem blauen Umschlag mit den karierten Blättern und reichte ihn seinem Freund. „Aber es wäre viel gescheiter und weniger langweilig, wenn du dein Heft nach jedem Diktat nachführtest; diese halbe Stunde Arbeit merkt man gar nicht.“

Paul nahm den wohlgemeinten Verweis gerne mit in Kauf. Einen Teil der folgenden Nacht verbrachte er über Winkeln und Kreisen, nachher schritt er traumwandelnd neben Arnold Abt her, einem Wunderland entgegen, das der Begleiter mit feurig feierlichen Worten pries.

Aber es kam tags darauf anders, als er es sich vorgestellt hatte. Zugleich greller und verwirrender. Das Traumreich tat sich ihm sofort auf. Abt öffnete selber die Tür seiner kleinen Wohnung. Wäre nicht sein bleiches Gesicht gewesen, man würde ihn kaum erkannt haben. Er trug statt des gewöhnlichen Rocks eine malvenfarbige seidene Jacke, die ein dunklerer Gürtel lose zusammenhielt; der gleichfalls dunklere Kragen ließ den Hals frei. Vom Lehrer,

wie man ihn in der Schule täglich sah, blieb hier nichts übrig. Nicht nur die Kleidung war fremd; der ganze Mensch, seine gedämpfte Stimme, seine lautlosen Bewegungen, sein Lachen, das gleich mitten aus den ersten begrüßenden Sätzen aufzüngelte, ließen Paul zuerst nicht zu sich selbst kommen. Auch der Raum, in den er aus dem engen Gang an Abt vorbei trat, überraschte ihn mit lauter Ungewohntem: An der einen Wand lief ein niedriges Bücherregal aus spielerisch gemasertem Holz entlang, über dessen äußerem Ende eine einzelne Rose brennend ins Licht stieg. Ein in satten Farben gemaltes Bild ließ, kraß enthüllt, einen nackten rothaarigen Menschen aus einer schäumenden Wiese auf den Betrachter zuschreiten. Das Sonderbarste aber waren seine geballten Fäuste. Gegenüber glimmerte auf einem breiten Sofa eine Decke, aus deren bewegt braunem Grund hellere Rauten aufleuchteten. Es rauschte und klirrte ringsum von Farben. Um so stiller lag draußen vor dem durch windgraue Vorhänge vergitterten Fenster die klare Landschaft des Stroms.

Wenn Abt den flüchtenden Blick, mit dem sich Paul an die ihm vertrauten Uferstraßen schwang, nicht bemerkt hätte, würde dies zweite Zusammensein vielleicht wieder mit absichtslosem Griff an die hochgespannten Saiten ihrer zwei Seelen gerührt haben. Schon war Abt jedoch entschlossen, den Knaben, der ihm zu entrinnen trachtete, noch ehe er ihn hielt, zurückzuholen aus allen ziehenden Fernen; seiner Führung mußte Paul sich anvertrauen. Aber der Zwang ist nie ein sicheres Geleit, und immer steht der Fordernde gegen das Wunder.

„Du bist wohl etwas überrascht. Findest du meine Einrichtung zu modern?“ Den ersten Satz sprach er behutsam; dem letzten Wort gab er etwas gespannt Fragendes.

Modern — Paul vernahm den Ausdruck nicht zum erstenmal. Für Professor von Werden bezeichnete er allerlei Torheiten, über die er scharf aburteilte, und die Theo manchmal hartnäckig gegen seinen Vater verteidigte. Hedwig spielte neuerdings ein paar moderne Stücke, bei denen man an ferne, unbekannte Gegenden denken mußte. Modern — war es nicht ein Name für die neue Zeit? Nein, die neue Zeit umfaßte viel mehr.

„Es ist besonders das Bild“, gestand Paul, um der beklemmenden Frage ein wenig auszuweichen.

„Gefällt es dir nicht?“ Abts Ausdruck wurde noch gespannter.

„Warum hat er die Fäuste geballt? Auf was rennt er denn los?“

„Auf das Leben, das er mit Gewalt bezwingen will.“

Trotz des herrischen Klangs, der die erläuternde Stimme der plötzlich erhellten Gebärde der Figur anglich, gefiel der Mann mit den schwingenden Schultern und dem wehenden Feuerhaar Paul noch immer nicht.

„Haben Sie es gemalt?“ fragte er, wie um Gewißheit zu erlangen.

Jetzt lachte Abt ungezwungen auf. Doch nach einem Blick in das hilflos beschämte Knabengesicht versetzte er, gleich wieder ernst:

„Nein. Aber ich wäre froh, wenn ich so malen könnte. Ich denke

bloß genau wie der Künstler, der das Bild geschaffen hat. Er ist mein Freund. Er lebt in den Freibergen. Vielleicht besuchen wir ihn einmal auf einer Wanderung.“

Paul wandte keinen Blick mehr von der vorwärtsstürmenden Gestalt. Ja, sie hatte etwas Bezwingendes. Doch seltsam: das Licht stand als goldgleißender Kreis in ihrem Rücken zwischen dunklen Tannen, die wie Flammen loderten.

„Warum aber wendet er sich von der Sonne ab?“

Bei dieser Frage stutzte Abt. Der Knabe überraschte ihn; es war ihm noch nie aufgefallen, daß der Maler das Licht hinter dem Schreitenden in den Wäldern verrollen ließ. Ehe er davon sprechen konnte, mußte er Paul das Bild deuten.

„Du hast recht, so zu fragen“, begann er. „Doch nimm erst Platz. Komm, mach dir's bequem.“

Abt schob ihm ein Kissen in den Rücken. Paul blieb steif und leicht vornübergeneigt auf dem Sofarand sitzen. Er fühlte sich von einer weichen, warmen Lockung umhaucht, aber er konnte sich ihr nicht hingeben; ein ungewollter Widerstand verhärtete sich in ihm. Der schmerzliche, spältige Zustand verschwand auch nicht, als Abt vom Sinn des Bildes zu sprechen anhub:

„Das ist der Mensch von morgen. Für einige ist es schon der Mensch von heute. Er kommt aus dem Wald und schreitet über die Wiese; die Natur wächst mit ihren lebendigen Kräften in ihn hinein, ja durch ihn hindurch. Bäume und Gräser sind bewegt; er spürt ihr Walten über sich in den winddurchbrausten Wipfeln, im bebenden Geäst, und um seine Füße regt sich's in Halm und Kraut. Schau, wie der Maler die krausen Linien des Grüns im Rot des Haars wiederholt. Die gleiche Bewegung, die ihn von unten her erfaßt, schlägt aus seinem Haupt empor, und sein ganzer Körper erschauert unter ihren Stößen. Sein Gang ist federnd und doch fest, weil er erdgebunden ist und zugleich himmlisch frei.“

Paul hatte sich zurückgleiten lassen. Obwohl ihn die Stimme übermannte, wich der Zwang nicht von ihm. Abt sah es und lächelte ihm zu. Als er fortfuhr, schürte er mählich die schlafende Glut:

„Er ist nackt, weil er alles von sich abgetan hat, was sein wahres Wesen verhüllt. Der Mensch, der ganz zu sich selber steht, hat nichts zu verbergen. Der Mensch von gestern, der für viele, für allzu viele noch der Mensch von heute ist, lebte verumumt und verkappt, aber wir werden ihm seine Masken und Verkleidungen wegreißen. Und es wird ihm nichts mehr nützen, daß er sie sogar aus den Feuern des Kriegs unversehrt zurückgebracht hat. Es wird sich endlich zeigen, daß nichts von ihm übrigbleibt als seine häßliche Mißgeburt.“

Abt unterbrach sich. Was widerstrebte ihm der junge Mensch, dem er das eigene Bild zu entwerfen suchte? Was hielt ihn davon ab, sich der Lust preizugeben, die der Kampf gegen das verlogene Alte in ihm wachrufen mußte? Vor die ungeduldig bebende Erwartung des Mannes stellte das Kind zum zweitenmal unerbittlich seine Frage:

„Aber der Mensch von Morgen dreht dem Licht den Rücken. Müßte er nicht in die aufgehende Sonne blicken?“

Da raunte das Dunkel Abt die Antwort zu, und das Schwelende erglomm, düster, brandbereit.

„Wer sagt dir denn, es sei das Morgenlicht? Ist es nicht vielmehr die untergehende Sonne, die den Wäldern entgegensinkt? Und der Mensch schreitet in die Nacht, die das Heute vom Morgen trennt.“

Die Nacht — es war beiden, als sei das Stichwort gefallen. Dem Knaben tönte es wie der dunkle Ruf alles Niegehörten, und er lauschte, von nichts mehr zurückgehalten, der unbekannten Botschaft. Im Mann brachen die Tiefen auf, und während er sich vor seiner Gefahr zu retten wähnte, stieg es drohend herauf aus den Urgründen der Leidenschaft, wo der sinnliche Trieb sich trüb vermischt mit den Süchten der Seele.

„Ja, Paul, wir müssen den Wagemut haben, durch unsere eigene Nacht zu gehen, wenn wir das Licht des neuen Tages schauen wollen. Ich wäre heute nicht, was ich bin: ein Mensch, der kühn in die Zukunft sieht, wenn ich mir nicht allem zum Trotz meine Bahn durch die unwegsame Finsternis gebrochen hätte; ich vermöchte meinen Schülern nicht zu helfen in äußerer und innerer Not, wenn ich nicht unbeirrt der Richtung meiner Natur treu geblieben wäre. Erschrick nicht; über allen Straßen geht schließlich die Sonne wieder auf, mag auch Schlimmes zwischen Aufbruch und Ankunft liegen. Nur darf man nie verzagen.“

Sie blickten beide nicht mehr auf das Bild. Die schreitende Gestalt war aus dem Rahmen getreten. Nacht bedeckte die Landschaft. Doch glänzten keine Sterne über dem Wanderer, dessen Stimme trug, daß es von Fernen zur Nähe und wieder hinaus in andere Fernen tönte. Arnold Abt erzählte die Geschichte seiner Jugend:

Durch den dämmrigen Raum, dessen Farben am Erlöschen waren, zogen Jahre eingeengten Daseins. Eine niedrige Tür gewährte Einlaß in die dumpfen Kammern am Ende des Dorfes, wo das Leben hinsiecht in Angst und Elend. Ein älterer Bruder verkümmert, früh dem Trunk ergeben wie der Vater. Die kleinere Schwester welkt, bevor sie zum Blühen kommt. Der Mutter einst reiches Gemüt darbt zwischen Greinen und Gelall. Mitten unter ihnen wächst einer auf, der an sich selbst glaubt.

„Meine Mutter berichtet, ich hätte als erstes das Wort ‚nein‘ ausgesprochen. So bin ich denn ein Neinsager gewesen, ehe ich ja sagen durfte.“

In erbittertem Kampf widersteht sich schon das Kind den Menschen seiner Umwelt, sein Recht behauptend gegen die Meuchler an Leib und Gemüt. Doch schlimmer wird das Ringen, als der Halbwüchsige im eigenen Blut das Schlaffe überwinden muß, das ihn zu feigem Verzicht verleiten würde, wenn nicht immer wieder die übermächtige Stimme der Berufung ertönte: Arnold, du bist zu Höherem ausersehen.

Noch weiß der Jüngling nicht, was das Schicksal mit ihm meint, da bringt ihm ein entscheidendes Erlebnis seine bisher unerprobte Macht zum Bewußtsein. Beim Schwimmen im Fluß rettet er einen



Knaben vor dem Ertrinken und gewinnt in ihm seinen ersten Freund.

„Von Stund an war er mir ergeben. Ich spürte ihn meinem Willen derart gefügig, daß ich alles von ihm hätte fordern können. Mir selber war Gehorsam etwas Fremdes geblieben; ich hatte mich noch keinem Menschen gebeugt. Da leistete mir einer unaufgefordert Gefolgschaft. Und sogleich habe ich erkannt, daß es mein Beruf ist, andern Führer zu sein. Nichts konnte mir diese Gewißheit mehr rauben, vor allem nicht der großbäuerliche Dünkel, der den Vater meines Freundes dazu trieb, ihm den Umgang mit mir zu verbieten und ihn schließlich von mir zu trennen. Er hat damit bloß seinen Sohn zugrunde gerichtet.“

Wieder sah Paul Jahre kommen und gehen: eine Zeit heißen Strebens und kalter Entschlossenheit. Es gilt, die hemmenden Fesseln des Standes zu sprengen, sich aus der kümmerlichen Stickluft zu befreien, die ihm täglich den Atem verschlägt. Wie soll einer aber nicht verzweifeln, wenn er sich hierauf die wachsenden Schwingen an den kahlen Wänden des zellenartigen Raumes zerstößt, den man ihm im Lehrerseminar mit geheuchelter Großmut anweist? Auch hier unterwirft er sich zwei seiner Mitschüler. Ihre Gruppe hält zuerst allen Anfeindungen stand.

„Männer, die ihre Gemeinheit hinter spießbürgerlicher Moral verdeckten, wagten es, sich als unsere Sittenrichter aufzuspielen und maßten sich an, uns ihren veralteten Gesetzen zu unterjochen. Für sie war alles verdächtig und sündhaft, was gegen ihre schlecht verbürgten Regeln verstieß. Damals erkannte ich ein Weiteres: daß der freie Mensch sein Sittengesetz in sich selber trägt. Keiner hatte über mich zu urteilen außer mir selbst.“ Ein Riß ging durch den harten Klang der Stimme, als Abt weiterfuhr: „Doch es gelang ihnen, mir den einen meiner Gefolgsleute zu entreißen. Sie haben sein Gewissen vergiftet und ihm als Frevel vorgehalten, was edelstem Antrieb entsprungen war. Er ist am inneren Zwiespalt zerbrochen.“ Schweigen senkte sich über den Sprechenden. Sein Atem ging schwer. Dann erhob er sich, trat ans Fenster, daß sich sein Umriß schwarz vom letzten Tagesschein abhob. Erst nach einer Weile endigte er voll stolzer Zuversicht: „Der andere ist mir treu geblieben. Wir haben zusammen studiert, er an der Akademie, ich an der Universität. Trotz Krieg und Not sind wir an unser Ziel gelangt. Mir sind heute junge Menschen in die Hand gegeben, aus denen ich die besten auslesen darf und die ich so formen will, daß ich sie einst aussenden kann, um die Welt zu erneuern. Er, der beständige Freund, zeugt von mir durch seine Kunst; er ist's, der das Bild des Schreitenden gemalt hat.“

Der Ring hat sich geschlossen. Arnold Abt zündete das Licht an. Obwohl eine Alabasterschale seinen Strahl dämpfte, fuhr Paul geblendet aus dem Dunkel auf.

„Begreifst du nun, daß der Mensch von morgen sich zuerst nachwärts wenden muß?“

Obgleich der Knabe manches nicht verstanden hatte, was als finsterer Schatten auf dem Lebensweg lag, dem er wortlos gefolgt war,

hielt ihn das eben Miterlebte in seinem starken Bann. Und statt zu antworten, fragte er selber:

„Werden Sie auch mich auswählen?“

Abt spürte in diesen fast bittenden Worten eine derartige Hingabe, daß er sich neben Paul setzte und seinen Arm um dessen Schultern legte.

„Weißt du denn nicht, daß ich dich schon auserkoren habe?“

Einen Augenblick lehnten sie wieder aneinander wie damals am Fuß der Treppe im dunkeln Gang. Diesmal aber sah der Knabe in den Augen, die sich über ihn beugten, ein Aufflammen, vor dem er den eigenen Blick erschauernd niederschlug. In jäher, unerklärlicher Angst entwand er sich dem Arm, der ihn schon heftiger umfing. Da ließ ihn Abt selber plötzlich los. Wie in einem Spiegel hatte er sich gesehen, als sich unter ihm die noch ungetrübten Augen schreckhaft weiteten: Zerstörer.

„Sei ohne Furcht! Dir will ich den Weg durch die Nacht ersparen.“ Er sagte es so ruhig, so brüderlich, daß Paul seine Hand ergriff und vor sich hin flüsterte:

„Mit Ihnen gehe ich überallhin, auch durch alle Nacht.“

Doch die Gefahr, die drohend über ihnen geschwebt hatte, war gebannt. Arnold Abt schloß die Augen und kostete aus, was ihm ein Sieg seines Willens schien; die Hand eines Engels schrieb zwischen die Sterne das Wort Gnade; Paul ängstigte sich nicht mehr.

Hierauf standen sie noch eine Weile am geöffneten Fenster. Vom Strom her wehte ein winterlicher Lufthauch kühlend über ihre heißen Stirnen. Wenn man so hinziehen könnte, gleichrauschend bei Tag und bei Nacht! Und als ob der Knabe des Mannes Wunsch vernommen hätte, sprach er aus:

„Schimmern die Wellen im Dunkeln nicht ebenso schön wie im hellsten Licht?“

Als sie sich später unter der Tür die Hand zum Abschied reichten, fügte Abt seinem Lebewohl sehr rasch bei:

„Sag mir in Zukunft, wenn wir allein sind, du!“

Mit solchem Staunen hatte ihm noch keiner erwidert:

„Ihnen... du?“

Kaum war Paul aus dem Hause getreten, als sich eine Gestalt vom Hag des Vorgartens löste und ihm den Weg versperrte: Armin Frankenthaler.

„So, so“, begann er höhnisch lächelnd, „du verdammter Heuchler, du gehst also auch zu ihm. Ich hab mir's noch gedacht, als er dich gestern auf der Treppe zurückhielt; so fängt er immer an. Darum hab ich heut abend hier gewartet. Aber glaub nur nicht, ich sei eifersüchtig. Mir ist's doch schnuppe, mit wem er's sonst noch treibt. Vielleicht kommt ein andermal dein Busenfreund Theo, um den er schon lang herumstreicht. Aber eins will ich dir sagen“ — er kam dabei drohend bis ganz nah an Paul heran — „wenn du mich noch einmal Schwein nennst, dann weiß es sofort die ganze Klasse, daß du mit Abt...“

Mit der Faust schlug ihm Paul das gemeine Wort in den Mund zurück. Er wußte zwar nicht, was es bedeutete, aber es bezeichnete

sicher etwas Schmutziges. Frankenthaler taumelte. Noch bevor er sich aufraffen konnte, war Paul verschwunden. Während er sich das Blut von den Lippen wischte, ahnte er nicht, daß der andere viel schlimmer getroffen war.

Paul stand drunten am Ufer und wurde die Frage nicht mehr los: Was wollte Abt von mir, als er mich an sich drückte? Armin hätte ihm antworten können:

\*

Aus dem gleichnamigen Roman.  
Verlag Benziger & Co. AG., Einsiedeln. 1943.

---

Warum der Abdruck einer Schüler-Episode, die eine Neigung bloßlegt, deren Erfüllung in der europäischen Gesellschaft meistens im Absturz endet? Weil hier in einem schweizerischen Roman meines Wissens zum ersten Mal das Schicksalhafte dieses Danaergeschenkes bis in seine seelischen Hintergründe aufgezeigt wird, weil hier der schweizerische Leser von der Liebe zum Minderjährigen auch einmal in einem anderen Sprachstil und aus einer anderen inneren Haltung erfährt, als durch oberflächliche Berichterstattungen aus den Gerichtssälen. Auch die Beziehungen dieses Lehrers zu seinen Gymnasiasten endet, nach dem Selbstmord eines Schülers, in der Ausstoßung aus der bürgerlichen Gesellschaft und auch das alte Griechenland hätte den verschuldeten Tod eines Epheben wahrscheinlich mit einer ähnlichen Strafe belegt. Was aber das Bezwingende dieser — und der daraus folgenden — Episoden ausmacht, ist die Gestaltung des erwachenden Eros, der aus einer echten und tiefen Leidenschaft der Seele Lehrer und Schüler gleichermaßen verstrickt. Wir haben im „Kreis“ schon oft betont, welche Verantwortung die Neigung zum Jugendlichen, zum noch nicht Selbstentscheidenden in sich schließt und wir haben früher auch schon ausgeführt, welche ungeheure Entscheidung das erste erotische Erlebnis im Jugendlichen auslösen kann. Das ist hier — wenn auch von einem andern Standpunkt aus — subtil gestaltet und erfüllt, und bleibt auch dort, wo es abgelehnt werden muß, im Menschlichen verankert.

Leider („leider“ von uns aus gesehen!) führt der Roman zu keiner Entscheidung des Erotischen im jungen Menschen, dessen schmerzlich-schönes Geschick wir von den frühen Knabentagen an verfolgen. Marcel Pobé läßt am Ende seines sprachlich sehr schönen Buches vermuten, daß der junge Katholik, der auch aus einer späteren Jugendliebe mit einem Mädchen unberührt weitergeht, einmal den Priesterberuf ergreifen wird. Das ist aber ein Ausweichen vor den brennenden Fragen, die das Buch für jeden jungen Menschen aufwirft, und keine Lösung. Kann sie so oder so gegeben werden? Wohl kaum. Hier ist der gordische Knoten, den jeder selbst vor seinem Gewissen lösen muß. Daß die Kirchen, die katholische wie die protestantische, dem Eros außerhalb von Kirche und Ehe, den Bannfluch auferlegen, anstatt ihn in die Verantwortung vor dem andern Gefährten zu stellen, schafft jungen Menschen eben immer wieder Verkrampfungen, daß sie auch im selbst-



verantwortlichen Alter keine, oder eine falsche, Lösung finden, denn es gibt auch heute noch viele Homoeroten, die geheiratet, aber zu spät erkannt haben, daß das nie ihr Lebens- und Liebesschicksal sein kann.

Nur die von jedem Vorurteil freie, aber in vollem Bewußtsein der Verantwortung dem Weggefährten gegenüber getroffene Entscheidung, wird dem jungen Menschen die heitere Lebenssicherheit und moralische Kraft geben, sein Dasein zu meistern. Alles andere bleiben Irrwege, seien sie nun „homosexuell oder heterosexuell“. Was den Menschen nicht zu seinem ureigensten Wesen führt, kann für ihn selbst niemals richtig sein. —

So ist dieser Roman für uns zwar nicht wegweisend, aber in seiner sauberen Haltung doch ungemein liebenswert. Und was mir als freiem Protestanten vor allem sympathisch erscheint, ist die ritterliche Toleranz, die hier beide Konfessionen einander gegenüber einnehmen. Paul ist der Sohn katholischer Eltern, sein Busenfreund Theo der Sohn des protestantischen Theologie-Professors. Beide leben ihre religiöse Anschauung ohne gegenseitige Verwässerung, aber in nächtelangen freundschaftlichen Diskussionen suchen sie den gemeinsamen Gott. Und als Paul in der seelisch gefährdesten Verwirrung leidet, eilt der protestantische Pfarrerssohn zum katholischen Geistlichen, um ihn zu bitten, den Jugendfreund noch in der gleichen Nacht aufzusuchen. Das alles ist so menschlich einfach geschrieben, so selbstverständlich, wahr und ohne Seitenblick empfunden, daß man vor dieser Haltung des Dichters nur den Hut abnehmen kann. Hier äußert sich beste schweizerische Haltung unter andersgläubigen Eidgenossen, und man kann nur wünschen, daß das Buch in vielen Häusern beider Konfessionen gelesen wird. —

Marcel Pobé hat vor wenigen Wochen in der „Sie und Er“ eine Reportage über Jean Cocteau geschrieben, über den französischen Dichter des wohl schönsten homoerotischen Bekenntnisses in dieser Sprache „Le livre blanc“. Cocteau's romantischer Film „La belle et la bête“, in dem sein Freund Jean Marais, ein ungewöhnlich schöner Mensch, die schwierige Rolle des Prinzen spielt, beginnt jetzt in der Schweiz zu laufen. Wir werden ihn alle nicht versäumen. Von Marcel Pobé aber hoffen wir, daß er eines Tages den schweizerischen homoerotischen Roman schreibt; er besäße ohne Zweifel die dichterische Kraft, unsere Liebe in ihren Höhen und Tiefen zu gestalten, sie in jene Worte zu kleiden, die die landesüblichen Verzerrungen in das rein Menschliche und in die Wahrheit zurück führen würden. Nur: solange eben diese Liebe nur in kirchlicher — ich sage absichtlich nicht christlicher! — Begrenzung gesehen wird, solange man sich nicht zu der Erkenntnis durchzuringen vermag, daß sie auch durch die körperliche Erfüllung nicht beschmutzt zu werden braucht, sondern gerade durch sie zu einem glücklichen Leben, zu höchsten Leistungen führen kann, solange bleibt das richtunggebende Buch für uns ungeschrieben. — Daß es einmal geschrieben werde, daß Unverstand und falsche Schau sich einmal in göttlicher Heiterkeit lösen, daß es einem vergönnt sei, die Brücke der großen Kameradenliebe auch über alle Grenzen hinweg zu bauen — das gehört zu meinen tiefsten Wünschen, wenn ich morgen in das fünfte Jahrzehnt meines Lebens trete.

Roßf.